

Die Kräfte verließen Donata. Sie taumelte gegen einen Baumstamm und verschloss vor der weißen Ödnis ringsum die Augen. Seit zwei Tagen war der Schnee in dichten Schwaden über den Wäldern der Eifel niedergegangen, lastete auf Bäumen und Strauchwerk und löschte die Konturen der Landschaft aus. Der Schnee machte jeden Schritt mühsam, ließ sie ausgleiten und raubte ihr die Kraft. Und er war schuld daran, dass sie irgendwann im Verlauf dieses Tages den Weg verloren hatte, der sie von Burgund nach Köln führen sollte.

Die Erschöpfung umfing Donata mit einer grauen, sanften Schwere. Sie wollte sich fallen lassen und an der Wurzel des Baums liegen bleiben. Doch ein eisiger Windstoß, der durch ihre Kleidung schnitt, und der Wille, der sie während der vergangenen vier Jahre am Leben erhalten hatte, brachten sie wieder zu sich. Sie durfte nicht einschlafen. Wenn sie einschlief und nicht mehr erwachte, wartete die Hölle auf sie.

Sie stolperte vorwärts, kämpfte sich weiter durch Schnee und Unterholz. Irgendwann bemerkte sie, dass sich die Abenddämmerung zwischen die Bäume senkte. Bei dieser Kälte und ohne einen geschützten Ort – das wusste sie nur zu gut – würde sie die Nacht nicht überleben.

Nicht daran denken ... Der Schnee hatte eine stumpfgraue Farbe. Wie Bleiweiß, mit ein wenig Ruß und Kobalt gemischt ... Und der Ast vor ihr war, unter der Schnee-

schicht, lang gezogen und schmal ... Ranken verhakten sich im Wollstoff ihres Mantels. Sie zerrte sich los. Doch ihre Bewegung war so heftig, dass sie stolperte. Der Boden unter ihr gab nach. Sie verlor endgültig das Gleichgewicht und stürzte einen Abhang hinunter.

Während sie fiel, hatte Donata unwillkürlich die Augen geschlossen. Als sie die Lider wieder öffnete, schaute sie in einen grellgelben, von dunkelgrauen Wolken gesäumten Streifen Himmel. Es dauerte einige Augenblicke, ehe sie begriff, dass ihr keine Zweige mehr die Sicht versperrten. Hastig richtete sie sich auf und sah sich um. Der steile Abhang, den sie hinuntergestürzt war, bildete den Rand einer Lichtung. Nicht weit entfernt von ihr befand sich die Ruine einer kleinen Kirche. Das Mauerwerk und ebenso die Balken, die aus dem weit gehend zerstörten Dach ragten, waren vom Feuer geschwärzt. Die Umrisse von anderen Mauern und eine hohe Hecke zeichneten sich unter dem Schnee ab. Sie deuteten darauf hin, dass die Kirche zu einem Kloster gehört hatte. Der Blitzschlag, Räuber oder Soldaten mochten es niedergebrannt haben.

Der Schnee, der die Lichtung bedeckte, war, abgesehen von Tierspuren, unberührt. Während der letzten Tage hatte kein Mensch den verfallenen Ort aufgesucht. Ein Windstoß peitschte die Äste der Bäume. Flocken wirbelten aus den schweren, tief fliegenden Wolken. Die ersten Boten eines Schneesturms.

Donata zögerte nicht länger, sondern hastete auf die Ruine zu. Als sie nur noch wenige Schritte vom Eingang entfernt war, griff sie nach dem Messer, das sie in ihrem Bündel bei sich trug. Zur Flucht bereit, trat sie an die Türöffnung. Doch auch der Schnee, der sich im Inneren ausbreitete, wies keine Fußtritte von Menschen auf.

Langsam ging Donata durch den zerstörten Raum, wobei sie immer noch das Messer umklammert hielt. Der gemauerte Altar in der Apsis hatte das Feuer überstanden. Als sie an seiner Rückseite angelangt war, sah sie, dass aus dem Sockel,

sei es durch die Gewalt des Feuers oder durch Wind und Wetter, Steine herausgebrochen waren. Sie kniete nieder, streckte ihre Hände in die Öffnung. Der Altar war hohl. Vorsichtig rüttelte sie am Mauerwerk. Einige der Steine ließen sich bewegen. Donata entfernte sie und tastete das Innere des Sockels noch einmal und gründlicher ab. Sie erkannte, dass sie darin, wenn sie sich zusammenkauerte, Platz finden würde. Unschlüssig verharrete sie, während sie in die dunkle Höhlung blickte. Konnte sie es wagen, sich an einem geweihten Ort zu verbergen? Ein eisiger Windstoß, der durch die Kirche blies und einen dichten Flockenschwall vor sich hertrieb, und die zunehmende Dunkelheit waren stärker als ihre Angst.

Unter den schmalen Fenstern der Apsis, dort, wo das Dach unbeschädigt war, lag trockenes Laub. Sie raffte es, so gut es ging, zusammen, trug es zum Altar und breitete es im Innern aus. Als der Boden der Höhlung völlig mit den Blättern bedeckt war, nahm sie einige Steinbrocken, die sie ebenfalls in der Apsis gefunden hatte, legte sie neben die Öffnung und schlüpfte dann hinein. Der Hohlraum im Sockel war sogar so groß, dass sie gebückt darin knien konnte. Während der Wind an Stärke zunahm, rückte sie die Steine, die sie aus der Altarwand genommen hatte, wieder an ihren Platz und füllte den restlichen Zwischenraum mit den anderen Brocken.

Als Donata das Schlupfloch geschlossen hatte, war es im Innern des Altars völlig finster und das Heulen des Windes und das Ächzen der Bäume nur noch gedämpft zu hören. Sie streifte ihr nasses Schuhwerk von den Füßen und fasste nach ihrem Bündel. Nach kurzem Suchen fand sie das grob gewebte Kleid. In den Wäldern trug sie es nicht. Dort war es besser für sie, sich als Knabe zu zeigen. Sie wickelte das Kleid um ihre bloßen Füße, legte sich auf das trockene Laub und verteilte einen anderen Teil der Blätter über sich. Dann aß sie einige Bissen von dem Brot, das sie am Morgen in einem Weiler erworben hatte.

Eine kurze Zeit lauschte sie noch auf den heulenden Wind, ehe sie vor Erschöpfung einschlief und ihr das Brot aus der Hand fiel.

*

Der Dämon ... Sie musste dem Dämon entkommen ... Donata rannte durch einen Raum von gewaltigen Ausmaßen. Dämmerlicht lag über seinem Boden. Dunkelheit verhüllte die Decke. Der modrige Dunst von feuchtem, kaltem Stein füllte die Luft. Sie hatte den Dämon nicht gesehen, sondern nur das Geräusch seiner Schwingen gehört. Von allen Ausgeburten der Hölle, die sie verfolgten, waren zwei besonders schrecklich. Ein katzengleicher Dämon, dessen Rede voller Gift war, und der, der sie jetzt bedrohte. Ihn fürchtete sie am meisten. Das Maul dieses Dämons war breit und mit scharfen Zähnen bestückt und seine Nase aufgeworfen. Mächtige Flügel spannten sich über seinen fischartigen Leib und Krallen bewehrten seine Klauen. Wenn es ihm gelang, sie zu packen und sich ihrer Seele zu bemächtigen, würde sie sterben.

Keuchend hastete Donata weiter. Der Boden unter ihren Füßen war uneben und glitschig. Sie durfte nicht stürzen. Der Dämon war näher gekommen. Er redete zu ihr, gebrauchte die Sprache der Priester und Gelehrten. Die Färbung eines südlichen Landes schwang in ihr mit. Die Stimme selbst war füllig und tief, hatte jedoch einen schneidenden Unterton. Wie schwerer Samt, in dem ein Messer verborgen war. Die Stimme ließ sie schaudern. Sie stolperte, fiel ...

Als Donata erwachte, hatte sie den Rücken gegen das Mauerwerk des Altarsockels gepresst und ihre Hände waren in das trockene Laub gekrallt, das den Boden des Hohlräume bedeckte. Einige Augenblicke lag sie schwer atmend da, während der Schlaf allmählich von ihr abfiel und der Albtraum verblasste. Nun erst wagte sie es, ihre Arme auszustrecken und nach ihrem Bündel zu tasten. Sie wollte es an

sich ziehen und sich an ihm festhalten. So, wie sie es immer tat, wenn sie aus bösen Träumen erwachte.

Ihre Finger berührten eben das Bündel, als wieder, ganz in ihrer Nähe, die samtweiche Stimme des Dämons zu ihr sprach. Entsetzen erfüllte sie. Doch nun erklang eine zweite Stimme, die spröde wie trockenes Stroh war. Es war die eines Menschen. Als Donata die Lider aufschlug, die sie bis jetzt fest geschlossen gehalten hatte, bemerkte sie einen Lichtstreifen. Er drang durch einen breiten Riss zwischen den Steinen. Während sie nach ihrem Messer suchte, hob sie zitternd den Kopf und schob ihr Gesicht an den Spalt.

Als sich ihre Augen an die schwache Helligkeit gewöhnt hatten, sah sie, dass das Licht von einer Fackel herrührte. Vier Männer hielten sich im vorderen Teil der Ruine, nahe der Tür, auf. Einer davon, ein großer, muskulöser und beinahe kahlköpfiger Mann, hielt die Fackel in den Händen. Ein anderer hatte ein schmales, bärtiges Gesicht und war höfisch gekleidet. Einer war ein Mönch, der die Kutte der Dominikaner trug. Die Augen in seinem ausgezehrt Gesicht – dies konnte Donata trotz des unruhigen Fackelscheins erkennen – blickten brennend, als würde er von einem inneren Feuer aufgezehrt.

Doch obwohl die Gegenwart des Mönchs Donata sonst entsetzt hätte, bannte sie der Anblick des vierten Mannes. Dieser stand dem Mönch gegenüber und musterte ihn mit einem leichten Lächeln. Sein pelzbesetzter Mantel aus dunkelrotem Samt entsprach seinem herrischen Antlitz. Ein kantiges Gesicht mit einem breiten, sinnlichen Mund, einer scharf gekrümmten Nase und dunklen, verhangenen Augen. Ein Gesicht, das sie an das einer Statue erinnerte, die sie vor langer Zeit einmal zwischen Dornen und verdorrtem Laub gefunden hatte. Ein steinernes Antlitz, das einen wirklichen Menschen zeigte und das in ihr den Wunsch geweckt hatte, die Gesichter wirklicher Menschen zu malen. Für Momente vergaß Donata ihre Furcht und schaute den Mann nur an.

Als der Mönch wieder zu reden begann, kehrte die Angst

zurück. Ihr Leben war verwirrt, wenn die Männer sie fanden und einem Verhör unterzogen. Einzelne lateinische Wörter drangen an Donatas Ohr, die sie verstand. Doch sie fürchtete sich zu sehr, als dass sie die Ausdrücke hätte zusammenfügen können. Dennoch vermochte sie es nicht, ihren Blick von der im Licht der Fackel seltsam unwirklichen Szene abzuwenden. Wie immer, wenn sie sich ängstigte, versuchte sie, sich Einzelheiten einzuprägen. Das Gesicht des höfisch gewandeten Mannes war oval, seine Nase kurz und gerade. Die Augenbrauen bildeten dicke Striche. Ein Mensch, der das mittlere Lebensalter schon erreicht hatte oder kurz davor stand. Die Züge des Mannes, der die Fackel hielt – ein Diener wohl –, waren eher grobschlächtig, die Höcker in seiner Nase wiesen darauf hin, dass sie mehrmals gebrochen war.

Wieder wanderte ihr Blick zu dem Mann, der den roten samtenen Mantel trug. Noch immer lag ein Lächeln auf seinem Gesicht. Nun beugte er sich vor und legte dem Mönch den Arm in einer beinahe freundschaftlichen Geste um die Schultern. Im nächsten Moment blitzte Metall auf. Der Dominikaner stieß einen schrillen Schrei aus und sein Leib krümmte sich.

Donata wollte die Augen schließen, doch sie konnte den Blick nicht abwenden. Sie sah, wie die Hand des Mannes eine rasche Drehung vollführte, als er mit dem Messer die Bauchdecke des Mönches aufriss. Sie sah sein Gesicht. Es trug einen gelangweilten Ausdruck, während er den Mönch beobachtete, dessen Schmerzensschrei schriller und schriller wurde. Sie sah, wie Blut und Gedärm zwischen den knochigen Händen des Dominikaners hervorquollen, wie er langsam zu Boden sank und sich im Schnee wand, der sich dunkel färbte, und sie sah die Miene des höfisch gekleideten Mannes, verzerrt von Entsetzen und Unglauben.

Die zuckenden Bewegungen des Mönches wurden schwächer, erstarben schließlich ganz. Als er regungslos liegen blieb, stieß der Fremde in dem roten Mantel mit der Außen-

seite seines Stiefels leicht gegen den Brustkorb des Dominikaners, so als wollte er ein Stück Unrat beiseite schieben. Der Körper des Mönches bewegte sich ein wenig, rollte jedoch sofort wieder in seine ursprüngliche Lage zurück.

Der Höfling fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als versuchte er, einen schlimmen Traum zu vertreiben. »Bei Gott! Warum habt Ihr das getan?«

Der vornehme Fremde musterte ihn, ehe er mit einer Stimme, die kalt und sanft zugleich war, sagte: »*Euch* bin ich keine Rechenschaft über mein Tun schuldig. Und Euer Herr wird mir – denke ich – dankbar dafür sein, dass ich ihn von einem Mönch befreit habe, der sich erdreistete, seine Autorität zu untergraben, und der eine stete Quelle des Zwistes und des Ärgers war.«

Plötzlich bewegte sich der Oberkörper des Dominikaners. Donata, die dies vor den Männern bemerkte, schrie unwillkürlich leise auf, ehe sie die Hände vor den Mund schlug und die Zähne in ihre Finger grub, um jeden weiteren Laut zu unterdrücken. Doch der rasselnde Atem des Mönchs, dessen Hände den Pelzbesatz des roten Mantels umklammerten, hatte ihren leisen Aufschrei ohnehin übertönt.

»Enzio von Trient ... Verräter, wie Judas einer war!«, stöhnte der Mönch, während er mit brennenden Augen zu seinem Mörder auf sah. »Mein Blut wird über Euch kommen ...«

Der Fremde war einen Schritt zurückgewichen, als sich der vermeintlich Tote aufgerichtet hatte. Doch nun hatte er seinen Gleichmut wiedererlangt. »Ihr habt verloren«, entgegnete er ruhig.

Der Dominikaner öffnete mit großer Anstrengung die Lippen. Doch ehe er noch etwas sagen konnte, hatte sich der Mann in dem roten Mantel gebückt und ihm das Messer mit einer raschen Bewegung tief in die Brust gestoßen. Der Mönch zuckte, dann sank sein Kopf mit einem Seufzen zur Seite, während seine Hände immer noch den Pelzbesatz des Mantels umklammert hielten.

Donata presste sich zitternd gegen die Steine des Altarsockels und schloss die Augen. Für kurze Zeit war noch die gedämpfte Stimme des Fremden zu vernehmen. Ein leises Murmeln wie das eines, dem ersten Anschein nach, sanft fließenden Baches, dem jedoch eine gefährliche Unterströmung zu Eigen war. Eine raue Stimme, es musste die des Dieners sein, antwortete knapp und leise. Schritte knirschten auf dem Schnee und verklangen, während sich jemand, der bei dem, was er tat, ein leises schabendes Geräusch verursachte, in der zerstörten Kirche zu schaffen machte. In der Ferne wieherten Pferde. Eine Weile später knirschten wieder Schritte im Schnee und verloren sich dann.

Von irgendwoher war nun ein Wimmern zu hören. Entsetzt fragte sich Donata, ob der Mönch noch einmal von den Toten zurückgekehrt war und, von Schmerzen gepeinigt, über den Boden der Kirche kroch. Doch schließlich begriff sie, dass sie es selbst war, die das Wimmern ausstieß. Als sie die Lider aufschlug, umgab sie eine undurchdringliche Dunkelheit.

Ein Teil ihres Wesens wünschte sich nichts sehnlicher, als aus dem Altarsockel zu kriechen und zu fliehen. Doch ein anderer Teil, und dieser war stärker, fürchtete sich vor dem, was draußen, in der zerstörten Kirche, auf sie warten mochte. Frierend presste sie sich gegen das Mauerwerk, wagte es kaum, sich zu rühren, und wartete darauf, dass die Nacht zu Ende ging.

*

Als ein Strahl grauen Lichts durch den Riss im Altarsockel fiel, tastete Donata nach dem Kleid, das sie sich am Abend zuvor zum Schutz gegen die Kälte um die Füße geschlungen hatte. Sie fand es und band es sich, da sie unter ihrem Mantel erbärmlich fror, wie ein Tuch um den Oberkörper. Das Leder ihrer Schuhe war feucht und klamm. Aber ihre Füße waren von der Kälte ohnehin so gefühllos, dass sie dies

kaum spürte. Nachdem sie die Steine so weit entfernt hatte, dass sie nach draußen schlüpfen konnte, griff sie nach ihrem Bündel und kroch, darum bemüht, kein Geräusch zu verursachen, aus ihrem Versteck.

Langsam schob sie sich an dem Sockel entlang, bis sie um seine Ecke spähen konnte. Fahles Morgenlicht füllte das Innere der zerstörten Kirche. Sie war leer bis auf einen Fuchs, der über den Boden huschte und witternd, mit hoch erhobenem Schwanz verharnte, als habe er ihre Gegenwart gespürt. Einen kurzen, hastigen Atemzug lang hoffte Donata, dass an diesem Ort kein Mord geschehen und das, was sie gesehen hatte, nur Teil eines schlimmen Traums gewesen war. Doch nun bemerkte sie die Fußtritte im Schnee und den länglichen Haufen nahe dem zerstörten Portal. Sie erinnerte sich wieder an das leise schabende Geräusch, das sie nach dem Mord gehört hatte. Der Diener hatte Schnee über den Leichnam gehäuft ...

Erneut wurde Donata von Entsetzen erfüllt. Sie sprang auf und stürzte nach draußen. Erst als sie die verschneite Hecke erreichte, die einmal ein Teil der Umfriedung gewesen sein mochte, wagte sie es, stehen zu bleiben und sich umzuschauen.

Die Ruine lag in einer Mulde von beinahe ovaler Form, die der Länge nach von einem vereisten Bachlauf durchschnitten wurde. Steil aufragende, bewaldete Hügel bildeten ihre Ränder. Über dem östlichen Hügelkamm ging die Sonne auf, tauchte die dicht verschneiten Wipfel der Bäume in ein eisig funkelndes Licht. Der Himmel war klar. Während der nächsten Stunden würde es nicht schneien. Aber die Kälte war so beißend, dass Donatas Zähne aufeinander schlugen.

Verzweiflung erfasste sie. Die Sicht war, im Gegensatz zum Vortag, klar und der Wind hatte sich gelegt. Aber der Schnee, ihr Feind, lag noch ein gutes Stück höher und sie wusste immer noch nicht, wo sich die nächste Ortschaft befand, geschweige denn, wie weit sie entfernt war. Auch ein Weg war nirgends auszumachen. Falls es jemals einen Pfad

gegeben hatte, der aus dieser Wildnis herausführte, so hatte ihn der Schnee unter sich begraben.

Eine Stimme flüsterte Donata zu, sie solle sich in den Schnee fallen lassen. Es werde nicht lange dauern und die Schmerzen in ihren kalten Gliedern ließen nach. Sanft werde der Schlaf sie umfassen, Angst und Qual für immer auslöschen. Leicht sei der Tod durch Erfrieren. Ganz anders als die Pein des Feuertodes.

Aber eine andere Stimme sprach dagegen. Sagte, dass die Pein des Feuertodes noch sanft sei verglichen mit den immerwährenden Schmerzen, die sie in der Hölle erwarteten. Jener Hölle, die für die rückfälligen Ketzer bestimmt war. Oder jener noch tieferen Hölle für die Menschen ohne Glauben.

Diese Stimme war die stärkere. Sie trieb Donata aus dem Schutz der Hecken und zwang sie, sich durch den Schnee zu kämpfen und auf den Wald zuzulaufen, der sich auf der anderen Seite der Lichtung erhob.

Als sie den Saum der Bäume fast erreicht hatte, stand die Sonne ein wenig höher am Himmel. In dem gelblichen Schein, der nun beinahe bis auf den Boden des verschneiten Talgrundes reichte, glaubte Donata plötzlich, einen Einschnitt zwischen den Stämmen wahrzunehmen. Sie folgte ihm einige Schritte und war darauf gefasst, dass ihr sofort wieder Bäume und Gebüsch den Weg versperrten. Doch der Einschnitt schien sich als ein Spalt fortzusetzen, der zwischen den hohen Stämmen hügelan führte. Ein Spalt, der vielleicht, wenn nicht Schnee den Waldboden bedeckt hätte, als Pfad erkennbar gewesen wäre.

Sie zögerte. Was, wenn sich der Weg als eine Täuschung erwies und irgendwo zwischen den Bäumen endete? Wenn sie sich, wie am vergangenen Tag, im Wald verirrte? Doch die Kälte, die durch ihre Kleidung drang, ließ ihr keine Wahl. Sie lief weiter, wobei sie bei jedem Schritt fast bis zu den Knien im Schnee einsank.

Der schmale Durchgang zwischen den Stämmen verlief

steil hügel auf, dann eine ganze Zeit beinahe eben auf dem Kamm entlang, wo der Schnee an manchen Stellen verharscht und glatt wie Eis war, und schließlich wieder abwärts. Einmal meinte Donata, den Weg verloren zu haben. Doch nachdem sie ein Stück auf ihrer eigenen Spur zurückgegangen war, erkannte sie, dass der Pfad jenseits einiger Büsche, die ihn überwucherten, weiterführte.

Schließlich mündete er in einen Wiesengrund. Ein breiter Bach, unter dessen vereister Oberfläche Wasser murmelte, folgte den Windungen des Tals. Als Donata sich suchend umschaute, erschien es ihr, als ob sich nahe dem Ufer eine Einkerbung im Schnee abzeichnete. Erschöpft vom anstrengenden Marsch durch den Wald, ging sie zum Bach und folgte dem Pfad entlang dem Ufer. Vielleicht erwies sich ihr das Schicksal als gnädig und sie hatte tatsächlich einen Weg gefunden, der vom Wald aus durch den Wiesengrund und bis zu einem Dorf führte.

Donata verspürte Hunger und wollte den Rest ihres Brotes aus dem Bündel holen. Doch im gleichen Augenblick fiel ihr ein, dass sie am vergangenen Abend einige Bissen gegessen und das Brot nicht wieder in das Bündel gesteckt hatte. Gleichzeitig sah sie, so deutlich, als würde sie wieder im Altarsockel kauern und das Geschehen beobachten, den Mord vor sich. Sah, wie sich das Messer in den Unterleib des Mönches bohrte und dessen Eingeweide zerschnitt, während der Mörder dabei lächelte.

Ein anderes Bild tauchte aus ihrem Gedächtnis auf, das sie sorgfältig darin verschlossen und das sie schon lange nicht mehr in ihren bösen Träumen heimgesucht hatte. Das Bild eines Säuglings, in dessen zarten Körper ein Schwert stieß. Der Soldat, der diese Waffe geführt hatte, hatte auch gelacht.

So schnell es ihr der Schnee erlaubte, hastete Donata am Rande des Bachlaufs vorwärts. Währenddessen kämpfte sie gegen die schlimmen Bilder an und mühte sich darum, sich auf ihre Umgebung zu konzentrieren. Klares Sonnenlicht

brachte die Oberfläche des Baches zum Funkeln. Hohe Weiden, von einer dünnen Schneeschicht überpudert, wuchsen nahe bei der Krümmung des Tales. Im Sommer hatten die Bäume längliche, spitze Blätter, die obenauf dunkelgrün und auf der Unterseite von silbriger Farbe waren. Wenn der Wind durch die Weiden fuhr und ihre Äste hob, wirkten sie wie von glitzerndem Metall umspinnen.

Als Donata die Krümmung des Tales fast erreicht hatte, kam ein Reiter auf sie zu. Sie wandte den Blick von den Weiden ab und schaute zu ihm hin. Der Mann auf dem Pferd war muskulös und kahlköpfig. Sie erkannte ihn sofort. Es war der Mann, der in der Nacht zuvor die Fackel gehalten hatte, der Diener des Mörders. Ihre Blicke trafen sich. Die hellen sandfarbenen Augen des Mannes musterten sie.

Ihre erste Eingebung war, sich umzudrehen und davonzurennen. Doch das Wissen, dass der Reiter sie sofort einholen und ergreifen würde, hielt sie davon ab. Sie senkte den Kopf und ging langsam und gleichmäßig weiter. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Pferd entfernt war, trat sie zur Seite, um es vorbeizulassen. Nun war es auf gleicher Höhe mit ihr, bewegte den Kopf und schnaubte. Sie starrte auf seinen braunen, glänzenden Leib. Gleich war es vorbei ... Doch das Tier kam zum Stehen. Beinahe sofort beugte sich der Diener vor, packte Donata an der Schulter und zog sie zu sich heran, bis dicht vor den Sattel.

»Junge, was treibst du bei dieser Kälte in dieser abgelegenen Gegend? Wo kommst du her?«

Benommen hörte Donata, dass der Diener Latein sprach wie sein Herr, allerdings in Wortwahl und Klang mit einer stärkeren südländischen Färbung als dieser. Sie starrte auf den Pferdeleib, der sich gleichmäßig hob und senkte. Dort, wo der Satteltgurt verrutscht war, zeichnete sich eine Einkerbung im Fell ab. Ihr Kopf war wie leer.

»He, Junge! Antworte! Sieh mich an!« Er schüttelte sie grob, sodass ihr der Kopf in den Nacken fiel und die Zähne aufeinander schlugen.

Sie musste sich zwingen, zu dem Diener aufzublicken. Seine Miene zeigte Ärger und Ungeduld.

»Verzeiht, Herr. Ich habe Euch nicht verstanden ...« Ihre Stimme klang sehr hoch und dünn.

»Was tust du in dieser Gegend? Wo kommst du her?« Wieder schüttelte er sie.

»Ich ... Ich bin ein Schreiber und auf dem Weg von Burgund nach Köln. Ich will mir dort Arbeit suchen«, stammelte sie schließlich, wobei sie lateinische Wortbrocken gebrauchte. »Gestern, während des Schneesturms, habe ich mich verlaufen ...«

Voller Furcht dachte Donata, dass der Diener sie sicher fragen würde, wie sie bei dieser Kälte die Nacht überstanden hatte. Was sollte sie antworten? Dass sie sich ein Feuer entzündet und sich daran gewärmt hatte? Mitten im Schneesturm brannte kein Feuer ... Sie ertrug es nicht länger, in die sandfarbenen Augen zu sehen. Ihr Blick irrte am Gesicht des Dieners vorbei und über den Winterhimmel, der in einem hellen Blau erstrahlte. Über einem entfernten Hügel stieg ein Rauchfaden beinahe senkrecht in die Luft. Ein einsam gelegener Weiler oder die Hütte eines Köhlers ...

»Vor Einbruch der Dunkelheit bin ich auf eine verlassene Köhlerhütte gestoßen und habe darin die Nacht verbracht. Ich hatte Glück, Herr.« Sie wurde etwas ruhiger.

Er betrachtete sie prüfend, ehe ein flüchtiges Grinsen über sein Gesicht zog und er barsch sagte: »Seit wann sind Milchbärte wie du, die den Stimmbruch kaum überwunden haben, schon Schreiber?« Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er ihr das Bündel ab. Er legte es vor sich auf den Sattelbogen und griff hinein. Als Erstes zog er Donatas Messer heraus und wiegte es nachdenklich in der Hand.

»Wozu benötigt ein Bürschlein wie du eine Waffe?«

»Um Gänsekiele zurechtzuschneiden. Und ... Und um mich zu verteidigen. Die Wege sind nicht immer sicher ...«

Der Diener lachte trocken auf. »Ich schätze, du wirst einen furchtbaren Gegner abgeben.«

Er griff wieder in das Bündel, förderte Schnur, Feuerstein und Zunder zu Tage, eine kleine Flasche aus Ton, die Tinte enthielt, einen hölzernen Löffel und zwei Leinenhemden. Erst als Donata den grauen Stoff in der Hand des Reiters sah, wurde ihr klar, was für ein Glück es war, dass sie am Morgen ihr Kleid als Schutz gegen die Kälte um den Oberkörper geschlungen hatte. Sicher hätte es die Aufmerksamkeit des Dieners erregt. Es war höchst unwahrscheinlich, dass er ihr eine Lügengeschichte, warum sie dieses Kleid mit sich führte, geglaubt hätte.

Noch immer blickte sie starr auf die großen, behaarten Hände des Dieners, die die Hemden wieder in das Bündel stopften, und bemerkte kaum, dass er zuletzt ein schmales, mit einer Schnur zugebundenes Lederpäckchen hervorgezogen hatte. Erst als er die Schnur herunterriss, begriff sie, dass er das Päckchen öffnen würde. Gegen ihren Willen vollführte sie eine erschrockene Bewegung, was ihm nicht entging.

Er runzelte die Stirn und fragte scharf: »Junge, hast du etwa irgendwelche Geheimnisse?« Grob zerrte er das Leder auseinander.

Nun sah Donata zum ersten Mal, seit sie vor beinahe vier Jahren einen letzten, vergeblichen Versuch unternommen hatte, ihr eigentliches Handwerk auszuüben, ihr Werkzeug vor sich. Jener Versuch hatte ihr endgültig gezeigt, dass ihre Hände ihr beim Malen nicht mehr gehorchten. Dass es die Strafe für ihren Ungehorsam war, fortan ohne ihre Kunst leben zu müssen.

Auf dem Leder lag der Silberstift, mit dem sich feine, beinahe unsichtbare Linien auf dem Pergament ziehen ließen. Den dickeren Pinsel aus Dachshaar hatte sie für Hintergründe und andere größere Flächen benutzt und die Pinsel aus Marderhaar für kleinere Flächen und Einzelheiten. Mit dem Pinsel, der nur aus ganz wenigen Eichhörnchenhaaren bestand, hatte sie Augen gemalt. Sie hätte das Werkzeug, das sie nicht mehr benutzen konnte, längst verkaufen sollen. Doch das hatte sie nie übers Herz gebracht.

Der Diener bedachte die Pinsel mit einem gereizten Grunzen. Er hatte das ganze Bündel durchsucht und wischte es vom Sattelbogen. Es fiel in den Schnee. Sein Inhalt ergoss sich über den Boden. Als der Diener dem Pferd die Fersen in die Seiten stieß und es schwerfällig losschritt, verstand Donata, dass er sie tatsächlich gehen ließ.

*

Der Mann, der Roger hieß, verharrte oberhalb der Talkrümmung, als er die Stimme von Léon, dem Diener, hörte. Seit sich der Diener früh am Morgen vom Tross des Kardinals entfernt hatte, war er ihm durch die Wälder der südlichen Eifel gefolgt. Dabei war er sorgfältig darauf bedacht gewesen, sich zu verbergen. Denn der Diener des Kardinals war gut ausgebildet und wachsam. Und Roger musste davon ausgehen, dass Léon mit Verfolgern rechnete.

Vorsichtig arbeitete sich Roger den verschneiten und vereisten Hang hinauf. Als er eine Höhe erreicht hatte, von der aus er das Tal jenseits der Krümmung überblicken konnte, kauerte er sich hinter dem Stamm einer hohen Buche nieder. Die Sonne befand sich in seinem Rücken und würde jeden blenden, der mit den Augen den Hang absuchte. Ein Umstand, der ihm selbst jedoch eine gute Sicht bescherte. Zusätzlich schützte ihn ein breiter Strauch, zwischen dessen Zweigen vertrocknete Samenkapseln hingen, vor Entdeckung.

Als Roger sich aufrichtete, bemerkte er verwundert, dass der Diener des Kardinals sein Pferd angehalten hatte. Er hatte einen mageren, ärmlich gekleideten Knaben an der Schulter gepackt, der dem Stimmbruch kaum entwachsen sein konnte. Der Junge gehörte nicht zum Gefolge des Kardinals. Und auch auf den Burgen oder in den Klöstern oder wo sonst der Kardinal mit seinem Tross Halt gemacht hatte, war Roger ihm – dessen war er sich gewiss – nie begegnet.

Ein Bote? Er verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Nie-

mand würde einen dermaßen jungen und schwächtigen Burschen mit einem Botengang in dieser Einöde betrauen. Außerdem war das schmale, blasse Gesicht, das zu dem Diener aufsaß, voller Angst. Wahrscheinlich handelte es sich um einen der vielen immer ausgehungerten Handwerksburschen, die auf der Suche nach einer Arbeit das Land durchzogen. Das jedoch erklärte immer noch nicht, warum sich Léon mit dem Jungen befasste. Roger bedauerte, dass die beiden zu weit entfernt waren, als dass er hätte verstehen können, was sie sagten.

Der Diener des Kardinals zerzte dem Jungen jetzt das Bündel von der Schulter, legte es vor sich auf den Sattelbogen und griff hinein. Roger sah ein Messer im Sonnenlicht funkeln, während Léon es in der Hand wog. Er sagte etwas, woraufhin sich der Junge ein wenig aufzurichten schien. Der Diener lachte und fuhr mit der Durchsuchung des Bündels fort. Nach einer kurzen Weile vollführte der Junge eine Gebärde, die Roger beinahe flehend erschien, so als wollte er etwas beschützen. Roger konnte nun erkennen, dass Léon ein längliches Päckchen in den Händen hielt. Gespannt beugte der Mann auf dem Hügel sich vor. Enthielt das Päckchen Briefe? War der Junge doch ein Bote? Ein Bote, dessen Nachricht Enzo von Trient – aus welchen Gründen auch immer – fürchtete? Wenn das zutraf, würde der Knabe diese Begegnung nicht überleben.

Roger empfand ein flüchtiges Mitleid und musterte den Jungen genauer. Erstaunt bemerkte er, dass dessen Gesichtsausdruck wechselte. Während der Diener das Leder auseinander gerissen hatte, war die Miene des Knaben voller Entsetzen gewesen. Doch nun war die Furcht von seinem Gesicht gewichen. Sehnsüchtig, so erschien es Roger, ruhte der Blick des Jungen auf Léons Händen. Auch noch etwas anderes schwang darin mit, was er jedoch nicht deuten konnte. Zwischen dem Leder befanden sich längliche, schmale Dinge, die mit Metall versehen sein mussten. Denn als der Diener die Hände bewegte und die Sonne auf den Inhalt des Päckchens

traf, blitzten Lichtfunken auf. Briefe trug der Junge nicht bei sich.

Plötzlich verstand Roger, woran ihn der Ausdruck des Knaben erinnerte. Er hatte dergleichen oft genug gesehen, und auch er selbst hatte ihn früher häufig genug gehabt: den Blick eines ausgehungerten Bettlerkindes, der voller Verlangen auf köstliche Speisen gerichtet war. Speisen, wie sie auf den Tafeln der Reichen kredenzt wurden.

Nun warf der Diener des Kardinals das Bündel in den Schnee und setzte seinen Weg fort. Der Junge bückte sich und starrte dem Reiter hinterher, als könnte er es nicht recht fassen, dass er unbehelligt blieb. Roger achtete nicht weiter auf ihn. Er erhob sich eilig und zwängte sich durch das Unterholz, um wieder ein Stück talwärts zu gelangen, wo die Bäume weniger dicht standen und wo er Léon leichter folgen konnte.

Er hatte beinahe den Saum des Waldes erreicht, als er nicht weit entfernt ein Rascheln hörte. Hastig duckte er sich, griff nach dem Messer, das er im Gürtel trug, und drehte sich um. Doch es war nur der Knabe, der, wenige Armlängen von ihm entfernt, den Hang hinaufkroch. Voller Angst blickte der Junge immer wieder über die Schulter, während er sich, so schnell er konnte, an Zweigen und Ranken emporzog. Warum auch immer der Diener des Kardinals den Jungen aufgehalten haben mag, dachte Roger, er hat dem Burschen jedenfalls einen panischen Schrecken versetzt.

*

Nachdem Léon in der zerstörten Kirche angelangt war und den Schnee von dem Leichnam entfernt hatte, betrachtete er ihn prüfend, wick dabei jedoch den starren Augen aus. Es war nicht gut, dem Blick eines Toten zu begegnen. Unter der dünnen Flockenschicht stach die Masse der gefrorenen Eingeweide rot hervor. Zusätzlich zur Totenstarre war auch die eisige Kälte in den Körper des Mönchs gedrungen. Der

Diener breitete ein Tuch aus Sackleinwand auf dem Boden aus. Danach brach er, ohne viel Kraft aufwenden zu müssen, die dünnen Gliedmaßen des Leichnams – anders konnte er ihn nicht auf seinem Pferd wegschaffen – und schlug den groben Stoff um den kalten Körper.

Léon bückte sich erneut, wollte den Toten aufheben. Doch eine Spur im Schnee erregte seine Aufmerksamkeit. Der Wind hatte ihre Kanten abgeschliffen, dennoch unterschied sie sich von den Spuren, die sein Herr, er selbst und die anderen beiden Männer während der vergangenen Nacht hinterlassen hatten. Sie wirkte frischer. Außerdem führte sie von der Apsis quer durch die Ruine und nach draußen. In der Nacht zuvor hatte Léon selbst überprüft, ob sich jemand hinter dem Altar verbarg. Doch dies waren nicht seine Fußtritte. Er fluchte und lief in den rückwärtigen Teil der Ruine. In dem gemauerten Altar befand sich ein breiter Spalt, daneben lagen Steine. Hastig kauerte sich Léon nieder.

Nachdem er den Spalt mit einigen raschen Griffen erweitert hatte, schob er die Schultern hindurch und tastete den Hohlraum ab. Der Boden war mit einer dicken Schicht trockenen Laubs bedeckt, das nicht der Wind hineingetragen haben konnte. Seine Hände, die rasch durch die Blätter fuhren, stießen gegen etwas, einen kleinen, unförmigen Klumpen. Léon zog ihn heraus und starrte verdutzt auf einen Brotkanten. Er fühlte sich kalt an, fast gefroren. Aber als der Diener des Kardinals ihn auseinander brach und mit den Fingern über die Innenseite des Brotes strich, stellte er fest, dass diese noch weich war. Wer auch immer das Brot im Altarsockel zurückgelassen hatte, er hatte es vor nicht allzu langer Zeit getan.

Der Diener hastete zum Portal der Ruine. Als er das Tal überblickte, erkannte er die Tritte seines Pferdes in der weißen, funkelnden Decke, die über dem Land lag. Auch die Fährten, die die Tiere während der vergangenen Nacht gezogen hatten, waren noch schwach sichtbar. Andere konnte er zuerst nicht ausmachen. Aber als er seinen Blick noch

einmal über die verschneite ehemalige Umfriedung wandern ließ, entdeckte er erneut die Fußritze. Sie führten auf ein Gebüsch zu und von dort aus weiter bis zum Waldrand auf der anderen Seite der Lichtung. Ihre Umrisse waren merkwürdig klein. Zu klein für einen Mann. Sie verliefen in die Richtung, wo er, zwei Wegstunden entfernt, den Jungen getroffen hatte.

Sein Misstrauen, als er dem Knaben in dieser Einöde begegnet war, hatte ihn also nicht getrogen. Der Junge hatte Angst gehabt, das hatte er deutlich gespürt. Bei Gott, er wünschte sich, dass er seiner Ahnung gefolgt wäre. Dann hätte er aus dem Burschen schon herausgebracht, warum er sich in dieser abgelegenen, unwirtlichen Gegend aufhielt.

Eilig kehrte Léon in die Ruine zurück, hob den Leichnam des Dominikaners hoch und schnallte ihn auf dem Rücken des Pferdes fest. Viel Zeit würde es nicht beanspruchen, den Toten verschwinden zu lassen. Anschließend würde er dem Knaben folgen.

*

Im Schutz einer Felsgruppe beobachtete Roger, wie Léon das dicke Eis eines Waldteichs mit einer Hacke bearbeitete. Ein Gutes hatte der hohe Schnee. Der Diener hatte das Pferd häufig nur im Schritt gehen lassen können. Außerdem war es bis zum Morgen des Vortags wärmer gewesen und der Schnee in den unteren Schichten deshalb feucht und klebrig. Léon hatte oft absteigen und den Matsch entfernen müssen, der sich zwischen Horn und Eisen festgesetzt hatte. Darum hatte Roger den Vorsprung des Dieners immer wieder aufholen können. Er war froh, dass er nicht auf ein Reittier angewiesen war, denn so konnte er sich viel besser verbergen.

Erneut wanderte Rogers Blick zu der länglichen Rolle, die wie weggeworfen am verschneiten Ufer lag. Die Sackleinwand, die den Inhalt verhüllte, konnte ihn nicht täuschen. Er

wusste, dass sich darunter ein Leichnam verbarg. Denn die Umrisse der Körper von Toten, die sich unter Tüchern abzeichneten, waren ihm nur zu vertraut.

Eine Weile nachdem er dem Knaben im Wald begegnet war, hatte er Léons Spur verloren und sie erst bei einer abgelegenen Kirchenruine wieder gefunden. Kurz darauf waren die harten Klänge einer Hacke, die auf Eis trifft, durch die Einöde geschallt. Roger hatte sich gefragt, was dies bedeuten mochte – bis er die seltsame längliche Rolle entdeckt hatte. Der Tote musste ein Mensch mit einem schwächtigen Körper sein. Nein, wohl keiner von Friedrichs anderen Leuten. Wieder, wie im ersten Moment, als er die Rolle gesehen hatte, erfüllte ihn Zuversicht. Es würde ihm gelingen, seinen Befehl auszuführen. Nach Monaten des Wartens war dies das erste wirkliche Zeichen, dass Enzio, der Kardinal von Trient, im Auftrag des Papstes versuchte, den deutschen König für einen Verrat am Kaiser zu gewinnen.

Der Diener ließ nun die Hacke fallen, ging ans Ufer und hob die Rolle hoch. Auf dem Eis entfernte er die Sackleinwand, stand aber so, dass er Roger die Sicht verdeckte. Erst als Léon den Leichnam ins Wasser versenkt hatte, konnte Roger einen kurzen Blick auf einen groben braunen Kleiderstoff erhaschen. Das Tuch blähte sich über die Ränder des Eislochs, als wehrte sich der Tote gegen das Versinken im kalten Wasser. Doch nach einem kräftigen Stoß, den der Diener mit der Hacke ausführte, verschwand er endgültig. Danach hob Léon die Sackleinwand und das Werkzeug auf. Mit steifen Schritten ging er zu seinem Pferd, das er an einem Baum am Ufer festgebunden hatte.

Roger sah dem Diener nach, wie er wenig später an dem Bachlauf entlang in Richtung der Ruine ritt. Er wartete einige Zeit und lockerte seine verkrampften Glieder. Als er sich gewiss war, dass der Diener nicht wiederkehren würde, machte er sich auf den Weg zum Teich. Angespannt achtete er darauf, sich rasch im Unterholz verbergen zu können. Als er das Ufer erreichte, übergoss Sonnenlicht die Eisfläche.

Nach wenigen Schritten kauerte sich Roger neben dem Loch nieder, schlug die Ärmel seines wollenen Untergewandes und seines Mantels zurück und fasste in das Wasser. Eine dünne Eisschicht hatte sich bereits darauf gebildet. Während er nach dem Körper suchte, schlug sich die Kälte wie mit eisigen Zangen in seine Haut. Aber es gelang ihm nicht, den Leichnam zu ertasten. Als er sich wieder aufrichtete und die glitzernde Fläche betrachtete, rieb er sich unwillkürlich die schmerzende Haut. Er konnte nur Algen erkennen, die gelblich grün durch das Eis schimmerten.

Roger hasste Gegebenheiten wie diese, wenn Dinge greifbar nahe und doch unerreichbar fern waren. Er überlegte, ob er nach dem Toten tauchen sollte, verwarf diesen Gedanken jedoch sofort wieder. Lange würde er nicht in dem kalten Wasser überleben. Außerdem waren die Aussichten, dass er das Eisloch wieder finden würde, gering. Nein, er würde seinem Herrn nichts nutzen, wenn er erfroren in einem Waldteich trieb.

Als Roger zum Ufer zurückgekehrt war, suchte er erneut sein Versteck bei den Felsen auf. Seit dem Vortag hatte er nichts gegessen. Deshalb nahm er Brot und ein Stück Speck aus seinem Bündel und biss gierig davon ab. Wer mochte der Tote sein? Vielleicht jemand aus dem Tross des Kardinals, der zufällig etwas von den Plänen des Papstes erfahren hatte, was er nicht wissen sollte. Vielleicht auch jemand aus dem Gefolge Heinrichs, dem der Kardinal misstraute und den er deshalb, mit oder ohne Wissen des Königs, hatte beseitigen lassen. Nun, irgendwann würde er erfahren, wer der Tote war.

Hellwach und zugleich versonnen, nahm Roger einen Schluck Wasser aus seiner kleinen mit Fell umwickelten Flasche. Die Kälte der Flüssigkeit brannte in seinem Magen. Während all der Jahre, die ich im Süden gelebt habe, habe ich ganz vergessen, wie eisig die Winter im Norden sind, dachte er bitter.

Roger aß weiter, während er auf die Geräusche in seiner Umgebung achtete. Im Herbst des vergangenen Jahres war

ihm sein Auftrag erteilt worden. An einem klaren Septembertag, an dem ein heißer, trockener Wind über die apulische Hochebene wehte, war er durch das Tor des Castels del Monte geritten. Als der Bote ihn zwei Tage zuvor in Salerno benachrichtigt hatte, war er schon überrascht gewesen, dass er seinen Auftrag in der Burg des Kaisers erhalten sollte. Dennoch hätte er niemals damit gerechnet, dass Friedrich selbst ihn damit betrauen würde.

Als er den lichtdurchfluteten Saal im Obergeschoss der Burg betrat, saß ein blonder, mittelgroßer Mann auf einer der marmornen Fensterbänke. Selbst da hatte Roger noch einen Moment lang gezweifelt, dass dies wirklich der Staufer war. Der Kaiser beachtete ihn nicht. Er schaute durch die hohe Fensteröffnung und beobachtete einen Vogel, der über den blauen Herbsthimmel zog. Obwohl Roger erschrocken war, dem Herrscher des Abendlandes so unvermittelt gegenüberzustehen, und obwohl er wusste, dass er den Blick hätte niederschlagen und das Knie beugen müssen, blieb er wie gebannt stehen. Vor fünfzehn Jahren, damals war er ein zehnjähriger Knabe gewesen, hatte er den Kaiser das letzte Mal so nahe von Angesicht zu Angesicht gesehen. Friedrichs Antlitz war in der Zeit, die seither vergangen war, müder und auch misstrauischer geworden und um seinen Mund lag ein bitterer Zug. Doch der Blick, mit dem der Staufer sich ihm zuwandte, war scharf und klar und kündete von der kaum zu bändigenden Geisteskraft, die er besaß.

Er hob die Hand. »Komm näher!«

Roger ging bis auf wenige Schritte auf ihn zu und kniete nieder. Der Kaiser musterte ihn und bedeutete ihm schließlich, sich zu erheben.

»Ich habe gehört, dass du dich gut entwickelt hast, seit ich dich mit in meine südlichen Länder nahm.«

»Ich hatte gute Lehrer.« Roger schien es, als ob seine Stimme von sehr weit her käme.

»Ja, die hattest du. Aber du hast dich nicht nur in den Dingen gut entwickelt, in denen du geschult wurdest, son-

dern hast durchaus auch eigene lobenswerte Kenntnisse und Fertigkeiten erworben.«

Friedrich legte die Hände übereinander, kräftige Hände, die es gewohnt waren, lange Zeit die Zügel eines Pferdes zu halten oder die Waffen zu führen. »Mir wurde berichtet, dass du in der Medizin gut bewandert bist und, um deine Kunst für die Lebenden zu vervollkommen, Operationen an Toten ausführst, verborgen in einem Kellerraum deines Hauses. Weiter wurde mir berichtet, dass du dir dabei arabishe Schriften zum Vorbild nimmst.«

Roger wusste nur zu gut, woher der Kaiser darüber Kenntnis hatte. Anfangs, als er für das Netz von Kundschaftern ausgebildet worden war, das Friedrich in allen seinen Ländern unterhielt, hatte er selbst oft genug derartige Dinge über andere Männer in Erfahrung gebracht. Er hatte damit gerechnet, dass er bespitzelt wurde, obwohl seine Dienste in letzter Zeit nur noch selten benötigt worden waren. Aber trotzdem war er überzeugt gewesen, dass er sein Treiben im Keller hatte geheim halten können. Denn die Männer, die ihm die Toten besorgten, hatte er für zuverlässig gehalten und außer mit einigen Medici, von denen er dachte, sie seien verschwiegen, hatte er auch nie mit jemandem über sein Tun gesprochen. Er begriff nun, wie leichtgläubig er gewesen war.

»Ich weiß, dass die Kirche derartige Forschungen an Toten missbilligt. Aber ich kann mein Handeln rechtfertigen ...«, setzte er an.

»Ich dulde keine Abweichungen innerhalb des Glaubens. Aber in den Belangen der Wissenschaft ist mir die Meinung der Kirche völlig gleichgültig. Was Papst Gregor und seine Priester nicht müde werden, mir vorzuwerfen ...« Friedrich lächelte ein wenig. »Mir ist zugetragen worden, im Volk sei die Ansicht verbreitet, ich zweifelte an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele ... Sag, stimmt dieses Gerücht?«

»Ja, Herr.«

»Du hattest die Erlaubnis, an der Universität zu Salerno die freien Künste und besonders die Medizin zu studieren ...

Nun, ich schätze deine Kenntnisse im Bereich der Heilmittel und der Medizin durchaus.« Der Kaiser lehnte sich in dem Fenstersitz zurück, wobei er Roger noch einmal prüfend musterte. Von draußen war das Geräusch eines Schmiedehammers zu hören und das schrille Wiehern eines Pferdes, das vor dem Feuer zurückschreckt, aber trotzdem festgehalten wird.

»Wie weit beherrscht du noch die Sprache des Landes, in dem du aufgewachsen bist?«

Die Frage kam so unvermutet, dass Roger einige Augenblicke benötigte, ehe er antworten konnte. Er versuchte, sich zu erinnern. Zuerst stieg nur der heisere Schrei der Falken in seinem Gedächtnis auf. Aber dann, allmählich, gab es noch andere Laute und Worte preis.

»Ich bin mir nicht sicher, Herr«, erwiderte er zögernd. »Aber ich glaube, wenn ich die Sprache erst höre, kann ich sie nach nicht allzu langer Zeit auch wieder sprechen.«

Friedrich nickte. »Das wäre von Vorteil. Bisher hast du dich stets, wenn es darum ging, Informationen zu beschaffen, als ausgesprochen klug und umsichtig erwiesen. Die Dinge, die du berichten konntest, waren häufig von großem Nutzen für mich. Du bist in der Medizin bewandert. Du besitzt sehr gute Kenntnisse in der Falknerei. Was ja der Grund war, weshalb ich damals dachte, dass es eine Verschwendung wäre, wenn du als Betteljunge verkämost, und ich dich mitnahm.«

»Herr, alles, was ich bin, verdanke ich Euch«, sagte Roger rau.

Friedrich beugte sich vor, spielte mit dem goldenen Ring, den er an der rechten Hand trug, und ließ Roger nicht aus den Augen. »Bisher hast du es mir gut vergolten, dass ich dich mitnahm. Aber du kannst mir einen noch viel größeren Dienst erweisen.« Er erhob sich und begann, vor den Fensteröffnungen auf und ab zu schreiten, wobei seine Aufmerksamkeit auf etwas gerichtet zu sein schien, was außerhalb der marmorverkleideten Wände lag.

»Du wirst wissen, dass der Papst mich hasst und seine Ansprüche auf den Teil in der Mitte Italiens geltend macht, der mir zusteht, ebenso dass er meinen Rang als oberster Herr der Christenheit nicht anerkennen will. Ja, dass er es sogar gewagt hat, den Bann gegen mich auszusprechen.«

»Ja, Herr, ich weiß davon ...«

Der Streit zwischen Kaiser und Papst war in Italien allgegenwärtig. Vor sechs Jahren hatte der Kaiser einen Kreuzzug im Heiligen Land geführt. Obwohl Papst Gregor ihn mit einem Bann belegt hatte, war Friedrich gegen die Araber siegreich gewesen. Die Menschen im Abendland hatten sich teils über diesen Sieg gefreut, sich teils aber auch deswegen gefürchtet – je nachdem, ob sie in ihren Herzen mehr dem Kaiser oder dem Nachfolger Petri zuneigten.

»Der Papst beabsichtigt, Enzio, den Kardinal von Trient, als seinen Legaten ins deutsche Königreich zu schicken. Bei meinem Sohn, bei Adel und Volk regt sich heftiger Unmut gegen Gisbert, einen Inquisitor und Dominikaner. Deshalb soll der Legat die Gerichtsverfahren Gisberts beaufsichtigen und die Gemüter der Menschen besänftigen. Ich besitze jedoch verlässliche Hinweise, die etwas anderes vermuten lassen. Hinweise, dass Enzio von Trient seine Zeit im Deutschen Reich zu ganz anderen Zwecken nutzen wird, als auf gerechte Inquisitionsprozesse zu achten.«

»Nein, der Kardinal ist sicher kein Mann, dem die Rechtgläubigkeit besonders am Herzen liegt«, entgegnete Roger nachdenklich.

Enzio entstammte einem reichen, alten Patriziergeschlecht der norditalienischen Stadt Trient. Als Knabe hatte er als Einziger seiner Familie eine der mörderischen Fehden überlebt, die zwischen den aufstrebenden Geschlechtern der Stadt tobten. Über die Jahre, in denen der Aufstieg des verarmten jungen Mannes begann, kursierten zahlreiche Gerüchte. Manche behaupteten, er habe ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen. Sicher war jedoch, dass Enzio im Heer Simon von Montforts während der Albigenser-Kriege ge-

kämpft hatte und dabei zu Reichtum gekommen war. Seinen Aufstieg zum Kardinal hatte er mithilfe von Intrigen und Bestechungsgeldern durchgesetzt. Außerdem war bekannt, dass er ein ausschweifendes Leben führte, was dem asketischen und sittenstrengen Papst nicht gefallen durfte.

Aber Enzo war charmant, scharfsinnig und schlau und hatte Papst Honorius III., dem Vorgänger des derzeitigen Oberhauptes der Kirche, große Dienste als Diplomat erwiesen. Und was Gregor IX. betraf – dieser achtete zwar streng auf die Rechtgläubigkeit. Andererseits war ihm jedoch ebenso sehr an der Macht gelegen. Er hasste den Kaiser, der ihm die Vorrangstellung im Abendland streitig machte, und dessen freisinniges Denken. Nein, Gregor würde wohl beinahe alles tun, um Friedrich zu schaden.

»Nun, ich glaube auch, dass dem Kardinal nicht viel an der Reinheit des Glaubens liegt«, unterbrach der Kaiser Rogers Überlegungen. »Es muss den armen Gregor in schwere Gewissensnöte stürzen, Enzo mit dieser Aufgabe zu betrauen. Aber der Kardinal ist ein hervorragender Diplomat und er unterhält wichtige Verbindungen zu den norditalienischen Städten, die meine Macht nicht anerkennen wollen.«

Friedrich blieb neben einer der Fensteröffnungen stehen und sah Roger an. »Die Informationen lauten weiter, dass der Papst den Kardinal angewiesen hat, ein Bündnis zwischen ihm, den norditalienischen Städten und meinem Sohn Heinrich, dem deutschen König, zu vermitteln. Ein Bündnis, das zum Ziel haben wird, mich zu stürzen und meinen Sohn zum Kaiser zu krönen. Es ist mir natürlich daran gelegen, so bald wie möglich zu erfahren, ob sich der deutsche König an diesen Ränken beteiligen wird oder nicht.«

Die blauen Augen des Staufers blickten gelassen. Aber Roger schien es, als ob diese Gelassenheit wie ein Schild etwas verdeckte. Er erinnerte sich an Heinrich, den Sohn des Kaisers, der vor fünfzehn Jahren ein kuhäugiger Knabe gewesen war und verängstigt inmitten der Höflinge gestanden hatte. Kein Spross aus einem alten Geschlecht, der im Stande

sein würde, die vielen Hoffnungen, die auf ihm ruhten, zu erfüllen. Schon während der Jahre, in denen der Knabe herangewachsen war, hatte er seinem Namen nicht viel Ehre gemacht. Mittlerweile war er zu einem schwachen König geworden, der dann und wann versuchte, sich gegen seinen Vater aufzulehnen und der sich von den deutschen Fürsten bestimmen ließ. Aber Roger fragte sich, ob es den Kaiser nicht doch schmerzte, dass der eigene Sohn möglicherweise plante, sich mit seinen gefährlichsten Feinden zu verbünden.

»Womit ich jetzt bei dem eigentlichen Grund angelangt bin, weshalb ich dich habe rufen lassen«, Friedrich ergriff wieder das Wort. »Ich habe natürlich meine Leute, die mir vom Hof des deutschen Königs berichten. Aber ich schätze, dass – wenn auch nicht unbedingt mein Sohn – so doch der Kardinal zu schlau ist, sich diesen Kundschaftern gegenüber zu verraten. Nein, ich glaube, dass es zweckmäßig ist, den Kardinal zu verfolgen und zu beobachten, bis er irgendwann unachtsam ist und sich eine Blöße gibt. Deshalb will ich, dass du dem Kardinal folgst, diese Blöße entdeckst und sie zu meinem Nutzen verwendest.« Friedrich lächelte freudlos. »Wie ein Falke, der am Himmel kreist und die Beute entdeckt, sich im rechten Moment auf sie stürzt, sie packt und dem Jäger bringt. Ich hoffe, dass du mir noch einmal Ehre machen wirst.«

Ohne dass der Kaiser dies verlangt hatte, war Roger niedergekniet und hatte ihm geschworen, diesen Auftrag zu erfüllen.

Roger schob die Flasche zurück in sein Bündel und ging am Ufer des gefrorenen Teichs entlang, während sein Blick den Himmel absuchte. Nichts deutete darauf hin, dass während der nächsten Stunden Wolken aufziehen würden. Enzio von Trient, das hatte Roger am Morgen aus Gesprächen von dessen Dienerschaft erlauscht, würde die nächsten Tage in dem Benediktinerkloster Maria Laach verbringen. Das Kloster lag gut zwanzig Wegstunden im Osten. Wenn es Roger gelang, sich nachts an den Sternen zu orientieren, würde er –

auch wenn er den Schnee und etwaige Umwege einbezog – am Vormittag des übernächsten Tages dort eintreffen.

*

Enzio, der Kardinal von Trient, wandte den Kopf und schaute vom Ufer des beinahe kreisrunden, zugefrorenen Sees hinüber zum Kloster Maria Laach. Im Schein der Morgensonne lag es mächtig und wehrhaft zwischen den verschneiten Bergen der Eifel. Der prachtvolle Bau der Kirche und die anderen großen, aus Stein errichteten Gebäude vermittelten einen Eindruck vom Reichtum des Klosters.

Der junge Mönch, der vom Abt ausersehen war, dem vornehmen Gast den Klosterbesitz zu zeigen, bemerkte, dass der Kardinal nicht recht bei der Sache war. Ängstlich und unsicher unterbrach er seinen eifrigen, ein wenig holprigen lateinischen Redeschwall.

»Sprich nur weiter«, forderte Enzio ihn liebenswürdig auf. »Ich habe gerade das Ebenmaß der Klosterkirche bewundert.«

»Sie ist sehr schön, nicht wahr?«, meinte der junge Mönch und errötete bis an die Wurzeln der blonden, kurz geschorenen Haare, die seine Tonsur umgaben. »Man sagt, sie sei einer der schönsten Bauten im nördlichen Teil des Reiches.«

»Das trifft zu«, Enzio nickte freundlich.

Der junge Mönch, der die Ehre, die ihm zuteil geworden war, immer noch nicht recht fassen konnte, nahm seinen Vortrag wieder auf. Währenddessen widmete der Kardinal seine Aufmerksamkeit einem Reiher, der mit weit ausgespannten Flügeln über den See flog.

Ein solches Kloster und vor allem Hugo, der Abt, der ihm vorstand, waren Gegebenheiten, die ihm nutzen konnten. Ein noch recht junger Abt, der aus einer alten, weit verzweigten und einflussreichen Adelsfamilie stammte. Am vorigen Abend, beim gemeinsamen Mahl, hatte Enzio sich behutsam vorgetastet und versucht, die Ansichten seines Gastgebers zu erkunden. Der Kardinal glaubte, dass der Abt,

auch wenn er es natürlich nicht an Ehrerbietung gegenüber dem fernen Herrn der Christenheit fehlen ließ, den Papst nicht sonderlich schätzte.

Dies kann sehr vorteilhaft für mich sein, wenn ich erst einmal beginne, meinen eigentlichen Plan zu verwirklichen, dachte Enzo. Andererseits hatte der Abt mit großer Achtung von Friedrich von Hohenstaufen gesprochen und erkennen lassen, dass er das unberechenbare Verhalten des deutschen Königs nicht billigte. Aber diese Meinung konnte sich ändern. Durch Geschenke, Drohungen und Versprechen ließen sich die meisten Menschen umstimmen. Der Abt würde keine Ausnahme sein. Ebenso wenig wie die anderen Fürsten ...

Der junge Mönch hielt wieder in seinem Redefluss inne und schaute aufgestört hinüber zu der steinernen Mauer, die das Kloster umgab. Verwundert bemerkte Enzo, dass Léon den schmalen Pfad entlanglief, der durch den Schnee zum Seeufer führte. Der Kardinal hatte den Diener nach Köln geschickt, damit dieser dem Erzbischof der Stadt Enzios Ankunft ankündigte. Nach einem Aufenthalt in Trier und in Aachen wollte er die alte Stadt am Rhein aufsuchen, um dort – im Auftrag des Papstes – Lebenswandel und Geldgeschäfte des Erzbischofs von Müllenark zu überprüfen. Wenn Léon sich nicht an die Weisung hielt, musste dafür ein wichtiger Grund vorliegen.

Enzo legte dem jungen Mönch die Hand auf die Schulter und sagte: »Du kannst zurück ins Kloster gehen. Ich will dich nicht länger von deinen Pflichten abhalten.«

»O nein, Herr, das tut Ihr nicht. Es ist mir eine Ehre, Euch zu begleiten ...«, erwiderte der Mönch eifrig.

»Du warst mir ein kundiger Führer. Du hast mir alles erläutert, was ich über das Kloster wissen möchte.«

Der junge Mönch errötete erneut, verbeugte sich und hastete davon, wobei er fast mit dem Diener zusammengestoßen wäre. Dem Kardinal entging nicht, dass Léons Bewegungen steif und ungelenkt waren wie die eines Mannes, der

stundenlang im Sattel gesessen hatte. Obwohl die Kälte sein Gesicht gerötet hatte, wirkte es angestrengt und müde.

»Du hast schlechte Nachrichten?«, fragte Enzio ruhig, als der Diener ihn erreicht hatte.

»Ja, Herr.« Léon vollführte eine hilflose und zornige Gebärde. »Herr, ich fürchte, es gibt einen Zeugen für Eure Zusammenkunft mit dem Boten. Und für den Tod des Inquisitors ...« Er berichtete von den Abdrücken, die er im Schnee auf dem Boden der Kirche entdeckt und die vom Altar weggeführt hatten, von dem Lager im Sockel, dem frischen Brotkanten zwischen dem Laub und dem verängstigten Knaben, auf den er, nur wenige Wegstunden von der Ruine entfernt, in der Einöde gestoßen war und dessen Bündel er untersucht hatte.

»Nachdem ich die Leiche des Inquisitors in einem Weiher versenkt hatte, bin ich so schnell wie möglich dahin zurückgekehrt, wo ich auf den Jungen getroffen war, und ihm gefolgt. Obwohl der Wind seine Spuren schon teilweise verweht hatte, konnte ich sie finden. Sie führten in die Richtung des Gehöftes, in dem wir die Nacht zuvor verbracht hatten und von dem aus Ihr am Morgen zu diesem Kloster hier aufgebrochen seid. Aber der Knabe hat dort keinen Unterschlupf gesucht und niemand hat ihn in der Nähe des Gehöftes gesehen.«

Als der Diener geendet hatte, schwieg der Kardinal und sah versonnen über die strahlend helle Fläche des Sees. Der Reiher hatte sich jetzt am Rand eines der Löcher niedergelassen, die die Mönche in das Eis gehackt hatten, um sich mit Fischen zu versorgen. Eben noch schön und geschmeidig in der Luft, wirkte der Vogel nun plump und unbeholfen, so, wie er auf einem Bein balancierte.

»Könnte der Junge ein Kundschafter des Kaisers sein? Es wäre ungewöhnlich. Aber es würde dem Staufer entsprechen, zu ungewöhnlichen Mitteln zu greifen ...«

»Herr, ich glaube nicht. Ich bin mir sicher, dass der Junge nicht damit gerechnet hat, am Bach auf mich zu stoßen.«

»Nein, eines Stümpers würde sich der Staufer nicht bedienen«, sagte Enzo langsam. »Wen auch immer uns Friedrich hinterher schickt – und er schickt uns jemanden hinterher, denn er ahnt oder weiß etwas von Gregors Plänen –, ist in seiner Kunst gut bewandert. Schließlich ist es uns noch nicht gelungen, denjenigen ausfindig zu machen.«

Er schwieg, lachte dann trocken auf. »Auch wenn es beruhigend ist, dass der Knabe wohl kaum zu Friedrichs Leuten gehört ... Es ist ein guter Witz ... Wir bestellen Gisbert und den Boten des deutschen Königs zu diesem abgelegenen Ort. Wir achten sorgfältig darauf, dass niemand es bemerkt, wie wir in der Nacht von jenem Gehöft aufbrechen. Während des Schneesturms konnte uns ohnehin niemand folgen ... Und dann befindet sich dort durch einen dummen Zufall ein dahergelaufener Junge ...«

»Niemand wird dem Jungen glauben, wenn er etwas gesehen hat.«

»Das mag zutreffen. Aber auch Gerüchte können schaden. Der Junge ist ein Schreiber, sagtest du? Weit kann er noch nicht gekommen sein. Es dürfte nicht schwer werden, einen Jungen aufzuspüren, der das Schreiberhandwerk beherrscht. Bei dieser Kälte kann er sich nicht lange verstecken. Irgendwann wird er eine Klosterherberge aufsuchen müssen oder Unterschlupf in einem Dorf oder einem abseits gelegenen Gehöft suchen. Nimm dir ein paar Soldaten mit und finde ihn.«

»Ja, Herr.«

»Ach, und damit niemand unnütze Fragen stellt, warum ihr nach dem Knaben forscht ... Sagt, er sei ein Ketzer ...«

Nachdem der Diener gegangen war, schritt Enzo ein Stück am See entlang. Er schätzte dieses dicht bewaldete, düstere und häufig regnerische Land nicht sonderlich. Aber an klaren, sonnigen Tagen wie diesem empfand er die eisige Kälte als belebend und er genoss die fremdartige Schönheit, die der Schnee dem Land verlieh. Mit einer raschen Bewegung tauchte der Reiher nun den Kopf in das Wasserloch.

Wenige Augenblicke später erhob er sich in die Luft. Der silbrig schimmernde Leib einer Forelle wand sich in seinem Schnabel.

Enzio dachte an den heißen Spätsommernachmittag des vergangenen Jahres. An jenem Tag waren seine Spielzüge endlich aufgegangen – seit Jahren hatte er sie sorgfältig geplant: Der Papst hatte ihn mit dem Auftrag betraut, in das deutsche Königreich zu ziehen und ein geheimes Bündnis zwischen Gregor, Heinrich, dem König, und den norditalienischen Städten auszuhandeln. So intensiv war die Erinnerung, dass Enzio den durchdringenden Salbeigeruch wahrzunehmen glaubte, der vom Garten des Landhauses her in das Gemach gedrungen war. Ein Geruch, der von Krankheiten kündete. Er entsprach dem gelblichen, von Schweiß bedeckten Antlitz des Papstes, der die Hitze schlecht vertrug. Ein schwächlicher Körper, den jedoch ein schlauer Geist und ein zäher Wille bewohnten. Die Gewissheit erfüllte Enzio, dass er in nicht allzu ferner Zeit den Platz des Papstes einnehmen würde. Deshalb war es ihm nicht schwer gefallen, Ergriffenheit und Demut zu heucheln und vor Gregor die Knie zu beugen.

Der Kardinal betrachtete den Winterhimmel, an dem die Sonne als eine gleißende Scheibe stand. In seinen Gedanken verwandelte sich das Gestirn in das Rad der Fortuna. Sein Schicksalsrad, das er zum Drehen gebracht hatte und das er, wenn es den höchsten Punkt erreichte, anhalten würde. Der wankelmütige Staufersohn, der nur zu gern bereit war, sich einem starken Willen zu unterwerfen – Hauptsache, dieser Wille war nicht der des Vaters –, neigte seinen Plänen zu. Dies hatte er bei einem ersten Treffen mit dem König deutlich gespürt. Und die Nachricht, die der Bote des Königs während der vorletzten Nacht in der zerstörten Kirche übermittelt hatte, bestätigte dies. Der König benannte nichts klar, deutete jedoch vieles an.

Heinrich wollte den Kaiserthron, er, Enzio, den Stuhl Petri gewinnen. Gegenseitig würden sie sich zu ihren Zielen

verhelfen. Anschließend würde es nicht schwer werden, dem König begreiflich zu machen, wer der eigentliche Herrscher des Abendlandes war. Als Enzo seinen Blick von der Sonne abwandte, hatte er immer noch deutlich das steigende Schicksalsrad vor Augen.

*

In der Pfalz von Ingelheim hielt Heinrich, der deutsche König – ein mittelgroßer, schlanker Mann, mit einem gleichmäßig geschnittenen, weichen Gesicht –, seine Hände über eine Kohlenpfanne. Während er in die züngelnde Glut schaute, spürte er die Hitze an seiner Haut. Wieder, wie schon einige Male in den vergangenen Stunden, vergegenwärtigte er sich, was ihm Odilo, sein Gefolgsmann, berichtet hatte.

Noch immer konnte er es kaum fassen. Der Kardinal von Trient hatte Gisbert, den Inquisitor, umgebracht. Er hatte sein Messer gezogen und den Dominikaner erstochen. Diesen ausgezehrtten Mönch, der die Menschen im Deutschen Reich mit der Inquisition verfolgt hatte und noch nicht einmal davor zurückgeschreckt war, den Adel zu behelligen. Der sich erdreistet hatte, ihm, dem König, frech ins Antlitz zu sagen, er erkenne keine weltliche Macht an, sondern nur die des Papstes. Enzo von Trient hatte getan, was er, Heinrich, sich gewünscht und durchzuführen doch nicht gewagt hatte – Gisbert zu töten.

Heinrich erinnerte sich, wie ihm der Kardinal das erste Mal seinen Plan offenbart hatte. Während einer Jagdgesellschaft, an einem eisigen, sonnigen Tag, als sie am Rheinufer entlanggeritten waren. Enzo von Trient hatte ihn kaum merklich ein Stück von den übrigen Reitern weggelenkt. Der Kardinal begann das Gespräch leichthin. In einem Tonfall, als ob er irgendeine beliebige Begebenheit berichtete und nicht einen ungeheuren Plan offen legte. Einen Moment lang hatte er, Heinrich, geglaubt, dass sich Enzo einen Spaß

erlaubte. Aber die kühle Leidenschaft, die das Gesicht des Mannes spiegelte, hatte ihn eines Besseren belehrt.

Der Kaiserthron für Euch und der Stuhl Petri für mich ... Der deutsche König war vor der Ungeheuerlichkeit dessen, was der Kardinal sagte, zurückgeschreckt, meinte, es nicht zu begreifen, und erfasste es doch sofort in seiner ganzen Bedeutung. Er konnte nach dem Thron und der Krone des Vaters fassen ..., des Mannes, den die Menschen *stupor mundi*, das Staunen der Welt, nannten. Dessen überragender Geist und liebenswürdiges Wesen jeden faszinierten, der ihm begegnete. Dem es, obwohl er unbeaufsichtigt in den Gassen Palermos aufgewachsen war, gelungen war, sich eine umfassende Bildung anzueignen. Dessen Kenntnisse über die Aufzucht der Falken selbst die Gelehrten verblüffte und der es bisher stets vermocht hatte, das Glück auf seine Seite zu zwingen. Ja, selbst den Kreuzzug hatte er – trotz des Banns des Papstes – siegreich beendet. Die Vorstellung, dem Vater Krone und Thron streitig zu machen, hatte ihm den Atem verschlagen.

Aber bin ich nicht selbst auch ein Staufer, der Spross eines alten und großen Geschlechts?, dachte Heinrich. Und war es nicht eine unerträgliche Demütigung, dass der Vater an ihm zweifelte und glaubte, er sei dem Herrscheramt nicht gewachsen? Würde sein Stern nicht endlich erstrahlen, wenn der des Vaters untergegangen war?

Heinrich hielt die Hände tiefer über die glimmenden Kohlen, bis die Glut seine Haut fast versengte. Zwischen den Flammen glaubte er, die mit Edelsteinen besetzte Kaiserkrone erstehen zu sehen, die ein goldenes Kreuz schmückte. Dies war die Krone, die ihm zustand. Er musste es nur endlich wagen, nach ihr zu greifen. Denn gab es nicht Menschen, die in die Glut fassen konnten, ohne sich daran zu verbrennen? Binnen Monatsfrist würde er sich entscheiden.